

MICHAELA KASTEL

**ICH
BIN
DER
STURM**

THRILLER

emons:



Lust auf mehr? Laden Sie sich die »LChoice«-App runter, scannen Sie den QR-Code und bestellen Sie weitere Bücher direkt in Ihrer Buchhandlung.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



© Emons Verlag GmbH
Alle Rechte vorbehalten
Umschlagmotiv [shutterstock.com/Sergey Nivens](https://www.shutterstock.com)
Umschlaggestaltung: Nina Schäfer
Gestaltung Innenteil: César Satz & Grafik GmbH, Köln
Lektorat: Dr. Marion Heister
Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany 2020
ISBN 978-3-7408-0914-0
Thriller
Originalausgabe

Unser Newsletter informiert Sie
regelmäßig über Neues von emons:
Kostenlos bestellen unter
www.emons-verlag.de

Dieser Roman wurde vermittelt durch die
Literaturagentur Lesen & Hören, Berlin.

Für die ersten zwölf Tage im Jahr

HÖLLE

Ich sehe alles vor mir, ganz genau. Sein Gesicht, er schaut mich an, er steht vor mir, berührt mich fast. Ich sehne mich danach, von ihm berührt zu werden. Ich will seine Finger spüren, wie sie nach mir tasten, zaghaft, verschämt, weil er sich nicht sicher ist, ob ich das will, obwohl ich mir sicher bin, dass man es sehen kann. Man muss mir ansehen, was ich für ihn empfinde. Ich spüre, wie er näher kommt, blicke in seine Augen, die mir sagen, wie schön ich bin. Wie sehr er mich berühren möchte, mich küssen, aber er traut sich nicht. Er traut sich einfach nicht.

Und so stehen wir nur da. Stehen da und schauen uns an. Es ist Folter, und gleichzeitig ist es magisch. Dieses scheue Herantasten, die stummen Fragen, die wie ein Fieber unter der Haut brennen. Ich sehe seine Augen und verliere mich darin, seine Augen in so vielen Farben. Bei Dämmerung, im Schnee, bei Regen, im Herbst, den er so geliebt hat. Jetzt ist es Winter, und alles ist schwarz. Hier drin ist es immer Winter. Immer kalt und dunkel, eine Betonwüste, ein Kerker, manchmal für mich allein, aber heute nicht. Heute bin ich nicht allein. Er ist bei mir, und ich halte mich an ihm fest. Wenn ich die Augen schliesse, kann ich beinahe seinen Herzschlag spüren. Sein Herz, wie es schlägt und schlägt und schlägt. Nur für mich. Es verprügelt mich, dieses Herz. Es drischt auf mich ein, drückt mich zu Boden, meinen Kopf gegen den harten Stein, bis der Schmerz die Dunkelheit vertreibt und alles in kochendem Rot versinkt. Ein hartnäckiges Rot ist das. Es spritzt an die Wände, tropft von der Decke, auf meine

Stirn, die erneut gegen den Steinboden geschleudert wird.

»Mach die Augen auf!«, brüllt er. Der Teufel, der mit mir im Kerker ist. Der das Licht von draußen mitgebracht hat und die Wände mit dem Rot besudelt. »Hast du gehört? Du sollst mich ansehen! Du Scheißschlampe, sieh mich an!«

Der Herbst, seine Augen, das Fieber, der Kuss. Nein, es war gar kein Kuss. Bloß ein Hauch. Ich war dreizehn Jahre alt. Ein Mädchen noch, aber ich wollte ihn heiraten. Für den Rest meines Lebens wollte ich ihm gehören.

Der Griff um meinen Nacken lockert sich. Schritte entfernen sich. Eine Tür wird auf- und wieder zuge-macht.

»Die ist hinüber«, brummt die Stimme von draußen.

»Sollen wir sie munter machen?«

»Ist nicht nötig.«

»Es geht ganz schnell. Nur ein kleiner Nadelstich.«

»Ich will eine andere.«

»Sehr wohl.«

Eine Wand voller Blut, meinem Blut. Schmutziger, feuchter Boden, auf dem sich Speichel und andere Flüssigkeiten sammeln. Das Sehnen in mir zerreißt mich fast, schneidet mich in Stücke. Ich konzentriere mich auf das, was real ist, auf die Luft, die Wand, das Blut, die Tür. Die Tür, die sich nicht öffnen lässt, nur von außen. Durch die immer neue Teufel kommen. Es gibt sie da draußen in Scharen. Sie plaudern und lachen miteinander, eine lustige gehörnte Truppe, alle mit diesem Wahn in den Augen, dieser Bosheit. Sie kommen mit Messern, Peitschen, Glasflaschen, ihre Phantasie ist grenzenlos. Manche bleiben nur ganz kurz. Andere die ganze Nacht. Hinterher höre ich sie flüstern. Dass sie wiederkommen werden. Schon ganz bald. Die Teufel stehen zu ihrem Wort.

Ich lege mich hin, zu einer Kugel gerollt kauere ich in der Ecke, versuche die Bilder wieder zurückzuholen, die Erinnerungen an ihn, an uns, an den Kuss, den es nie gab, zumindest nicht so. Dann begreife ich, dass es niemals wieder so sein wird, niemals wieder dreizehn, niemals wieder verliebt, niemals wieder frei. Er hat dafür gesorgt, dass dieses Niemals zu meiner Welt wird. Eine Welt aus Schlössern und Ketten. Eine Welt im Dunkel. Die Hölle, es gibt sie. Das hier ist die Hölle.

Ich höre mich atmen. Spüre, wie die Bilder allmählich verschwinden, alle bis auf eines: sein Gesicht in der Dunkelheit. Er steht da und schaut mich an. »Madonna«, sagt er. Aber so heiße ich nicht. Ich bin namenlos, ein Schatten, eine Vorstellung in den Köpfen anderer. Den Namen, den mir einst meine Eltern gaben, weiß ich nicht mehr. Seinen schon.

Ich kenne seinen Namen. Auch wenn ich sonst nichts mehr weiß. Wenn ich sonst alles vergessen habe, was einmal wichtig war. An ihn kann ich mich erinnern. An alles, was er mir angetan hat.

2

Meine Zelle hat kein Fenster. Und auch kein Bett. Wenn am Morgen die Tür entriegelt wird und die blinde alte Frau mein Frühstück bringt, liege ich auf dem Boden in der Ecke. Manchmal habe ich mich über Nacht wieder angezogen, manchmal auch nicht. Es kommt auf meinen Zustand an. Heute hat die alte Frau, die wir Greta nennen, obwohl auch sie bestimmt nicht so heißt, viel zu tun. Sie stellt das Tablett neben der Tür ab und kommt zu mir in die Ecke, weil sie gehört hat, wie ich wimmere. Ihre warmen, schwieligen Hände ertasten meinen Arm, den ich immer noch über mein Gesicht gezogen habe. Mit dem ich versucht habe, mich zu schützen.

»Tut weh?«, fragt sie.

»Ja.«

»Nicht wegrutschen. Stillhalten. Ich das richten.«

Ihre Augen sind trüb und schauen geisterhaft an mir vorbei. Ich weiß nicht, was sie alles wahrnimmt. Wie viel davon sie hört oder riecht. Schande hat einen Geruch, und sie hat auch einen Klang: dieses Tropfen, das stinkende Tropfen von der Decke, das niemals aufhört. Vielleicht war Greta nicht immer blind. Vielleicht hat sie einfach nur zu lange hingesehen. In die Schatten, in das Grauen.

Sie hilft mir, mich anzuziehen, verfüttert mir löffelweise den warmen, viel zu süßen Haferflockenbrei und danach die Eier und das Vollkornbrot. Scheußlich schmeckt das alles. Mein Magen rebelliert. Aber ich muss aufessen. Schließlich muss ich gesund bleiben, muss schön sein, schön für die Teufel, denn die Teufel sind wählerisch. Die Teufel lehnen uns schon mal ab,

wenn wir nicht genauso rein und unbenutzt aussehen wie beim letzten Mal.

Es ist Knochenarbeit. Mich wieder hinzukriegen, die Schnitte zu verarzten, das Blut, die Prellungen, die Augen. In den Augen sammelt sich das Grauen. Die Teufel mögen es nicht, wenn man sie ansieht, als wären sie nicht normal. Wenn man auf die Hörner starrt, den Schweif, die Hufe. Sie wären gern menschlich wie wir, deshalb tun sie das alles. Sie häuten uns und ziehen uns untertags als Kostüm über. Laufen fröhlich damit durch die Gegend. Aber die Kostüme halten nicht lange, und so kommen sie immer wieder, wählen aus, schlagen zu und beginnen zu nähen.

Danach muss alles in mir wieder gerichtet werden. Zurechtgerückt und glatt poliert, eingerenkt und bandagiert. Nach dem Frühstück bringt Greta mich in den Duschraum. Hier gibt es große vergitterte Fenster sowie große vergitterte Abflüsse. Dunkle Löcher, die das Blut aufsaugen wie der Boden in meiner Zelle. Greta schrubbt. Sie kennt jeden Millimeter meines Körpers. Wie lange sie schon hier ist, weiß ich nicht. Sie spricht nicht viel. Wir alle schonen unsere Stimme, weil wir sie noch brauchen, um zu schreien.

Der Wasserdampf wabert um meinen Körper. Ich stütze den Arm gegen die Duschwand, während Greta mit dem Schwamm zwischen meinen Beinen herumwühlt. Ich fühle mich schwindlig und schließe die Augen. Eine Ewigkeit in dieser Dusche, nackt, verstümmelt, aber lebendig. Viel lieber wäre ich tot. Ein Eimer voller Blut, das im Abfluss versickert, das wäre dann alles, was von mir übrig bleibt. Wenn sie uns finden und wir stehen nicht mehr auf, bringen sie uns in den Keller. Und dort zerlegen sie uns. Mit Sägen und Skalpellen, alles sehr fachmännisch. Die Teile werfen sie in den Verbrennungsofen, das Blut kommt in den

Eimer. Ich stelle es mir sehr friedlich vor. Du löst dich auf, bist dann einfach nicht mehr da. Kein Stückchen Schmutz bleibt zurück. Es ist nichts mehr übrig, das sie schänden können. Nichts mehr übrig, das wehtut. Und plötzlich hast du Frieden.

Als wir fertig sind, trocknet Greta mich ab und kämmt mir das Haar. Es ist sehr lang und gepflegt. Wir müssen immer gepflegt sein. Maniküre und Pediküre bekomme ich jeden Tag. Ein richtiges kleines Spa ist das hier. Während die blinde Frau mich auf Vordermann bringt, kümmert ein Putztrupp sich um meine Zelle. Es wird dann alles sauber sein, wenn ich zurückkomme. Eine leere Bühne, bereit für den nächsten Akt. Bereit für das Gemetzel.

Durch die Fenster dringt Tageslicht, und ich erkenne, dass es schneit. Ein zauberhaftes Tanzen der Flocken, in grellem, kaltem Licht. Keine Hügel, keine Berge, keine Seen, keine Flüsse. Ich weiß nicht, was da draußen ist. Sie lassen uns nicht raus. Dieses Haus ist jetzt meine Welt. Eine Welt aus Gängen und Korridoren, ein Fabrikgebäude, mit Hallen voller Nichts. Das gleiche Nichts wie draußen vor dem Fenster. Es ist nicht so schlimm. Die Teufel sind es, um die du dir Sorgen machen musst. Denn egal, wie sehr du bettelst, egal, wie laut du schreist – sie hören nicht auf. Sie zeretzen dich, öffnen deinen Körper und greifen in dich hinein. Sie holen Dinge aus dir heraus, blutige Dinge, lebensnotwendige Dinge, und du darfst zusehen, wie sie das alles auf dem Tisch verspeisen, wie ihre langen, gespaltenen Zungen daran lecken. Es wird dich umbringen, und doch wirst du nicht sterben. Du darfst nicht sterben. Das ist alles, was ich weiß.

Wir nennen sie Fairy. Fairy wie Fee. Weil sie dieses hellblonde Haar hat, das ihr bis zur Hüfte reicht. Sie

ist erst seit ein paar Wochen hier. Ein Neuling, der die Spielregeln noch nicht kennt. Darum hört man sie auch am lautesten schreien.

Ich begegne ihr im Dushraum, als man sie bringt, um sie zu säubern. Sie weint so viel. Ich habe gelernt, meine Tränen zurückzuhalten, sorgsam darauf aufzupassen. Manchmal nützen sie dir, wenn einer der Teufel ein Herz hat und beim Anblick der Tränen von dir ablässt. Darum musst du sie gut aufbewahren, deine Tränen. Sie können eine Art Währung sein, du erkaufst dir damit Güte, Zärtlichkeit, Erbarmen. Als ich einmal genug Tränen in mir gesammelt hatte, kaufte ich mir damit einen Freund. Ich kenne seinen Namen nicht, ich nenne ihn »Geist«. Ein Funken Fegefeuer, der in der Finsternis für mich entfacht worden ist.

Fairy liegt auf den nassen Fliesen, das Wasser prasselt auf sie nieder. Schicht für Schicht wäscht es das Blut davon, den Schmutz, den Schmerz, aber die Schreie bleiben. Tief im Kopf, da sind sie gefangen. Da richten sie den meisten Schaden an. Greta zieht an meinem Arm, es ist Zeit für den Arzt, aber ich bleibe stehen und starre auf die kleine Fee, die langsam die Augen öffnet und mich ansieht.

Hilf mir. Ohne Worte, nur ihr Blick.

Ich kann nicht.

Dann töte mich.

Töte mich.

Töte mich.

Töte mich.

»Komm jetzt.« Greta. »Onkel Doktor. Jetzt. Du mitkommen. Mädchen krank. Mädchen bald sterben.«

»Sie hat Angst«, flüstere ich.

»Sie schwach. Sie Futter für Hunde. Komm mit. Komm, Madonna.«

So nennen sie mich hier. Die Heilige, die Fromme.

Der Engel, den sie schänden, mit gebrochenen Flügeln.
Der Engel muss jetzt zum Arzt, während die Fee auf
den Fliesen zurückbleibt.

Es ist ein Schlachthaus, dieser Ort, eine Fleischfabrik.
Und es ist lebendig. Es atmet, es ächzt, es verdaut uns,
jeden Tag ein Stück. Und am Schluss scheidet es uns
aus. Ein Haufen Knochen, Skelette unter der Erde oder
Asche auf dem Boden. Anders kommen wir hier nicht
raus. Entweder als Leichen oder gar nicht. Das Haus
ist hungrig und möchte gefüttert werden. Zu Monats-
anfang kommen die Neuen. Nicht viele diesmal, zwei
Mädchen. Greta kommt herbeigeeilt und nimmt ihnen
ihre Namen und ihre Kleidung weg.

»Du jetzt Buttercup. Und du Honey. Mitkommen.
Dusche.«

Nackt werden sie in den Duschaum gebracht, man
muss sie herrichten, denn sie sollen gefallen. Man wartet
bereits auf sie. Vor drei Tagen haben sie Birdy aus ihrer
Zelle gezerzt. Blut überall auf ihrem Körper, die Hand-
gelenke zerfetzt. Ein einziger Schnitt riss das ganze
Leben aus ihr heraus. Viele bringen sich hier um. Wenn
man will, findet man einen Weg. Auch ich habe schon
darüber nachgedacht, aber Geist konnte es mir aus-
reden.

Manchmal sehne ich mich nach ihm. Wenn es keine
Bilder mehr in meinem Kopf gibt, wenn da einfach
nichts mehr ist, nichts aus meinem früheren Leben,
dann sehne ich mich danach, dass er kommt und mich
berührt, mich streichelt mit seinen Hörnern, die er mei-
netwegen rund geschliffen hat. Er ist so rücksichts-
voll, gibt immer acht, was er tut. Wenn seine glühende
rote Haut mich verbrennt, leckt er zärtlich über die
Wunden. Wenn seine gespaltene Zunge mich schneidet,
weicht er erschrocken zurück. Er ist nicht wie die ande-

ren. Die anderen rupfen, zersägen, schlachten, wühlen in mir herum, stülpen alles nach außen. Er tröstet mich. Ich habe ihn auch gut bezahlt. Er könnte wohl baden in meinen Tränen.

Abends schalten sie die Lichter ab, und aus dem Boden steigen die Schatten empor. Sie nutzen den Luftzug, der durch dieses alte Gemäuer braust, und gleiten auf ihren Schwingen durch die Nacht. Unter dem Türschlitz durch und hinein in meine Zelle. Es ist dann ganz still in den Gängen. Fairy weint nicht mehr. Der Kopf fällt gegen die Wand, und die Gedanken ziehen sich zurück. Ich bin weg, wenn sie kommen. Ich bin einfach nicht da. Ich laufe über den Strand und sage Geist, er soll mich hochheben. Er wirbelt mich herum, lachend wie ein kleiner Junge, dann trägt er mich zurück nach Hause. An den Kamin, wo es warm ist und gemütlich. Er sagt mir, er liebt mich. Tausendmal diese Worte, seit Jahren in meinem Kopf. Ohne sie wäre ich längst tot. Irgendwie. Ich würde es schaffen. Ich könnte tatsächlich gehen. Für immer aus dieser Hölle verschwinden. Aber Geist sagt, er liebt mich. Nie habe ich von ihm etwas verlangt. Immer nur gegeben, gegeben, gegeben. Heute Nacht ändert sich das.

Ich sage zu ihm: »Hilf mir.«

»Ich kann nicht«, antwortet er.

»Dann töte mich. Töte mich. Töte mich.«

»Hör auf.«

»Töte mich.«

»Hör auf, das zu sagen. Du bist erschöpft. Das geht vorbei.«

Sein Gesicht wirkt beinahe menschlich. Ohne die spitzen Hörner, ohne die Gier in den Augen. Er liebt mich, und er zeigt es mir die ganze Nacht. Er ahnt nicht, dass auch er mir damit wehtut. Dass selbst stumpfe Hörner Fleisch durchbohren.

Als er gehen will, umklammere ich seine Hand.

»Hilf mir«, sage ich wieder.

»Ich kann nicht.«

»Dann töte mich. Bitte.«

Es sind die Tränen. Sie betäuben seinen Verstand, machen ihn blind, blind vor Liebe. *Und wenn ich es tue?*, fragen seine Augen. *Darf ich dich dann mitnehmen? In meine Heimat, zu meinem kleinen Flammensee? Es ist schön dort. Wir wären zusammen. Du und ich, Madonna. Niemand wird uns finden. Nur wir zwei. Für immer.*

Ich küsse seine Hand. »Ich liebe dich«, flüstere ich.

Er wird mich befreien oder mich töten. So oder so werde ich ihm dankbar sein.

3

Ich habe ein Geheimnis. Niemand ahnt es. Ich denke daran, wenn sie mich zwingen, meine üppig portionierten Mahlzeiten hinunterzuwürgen, schmerzhaft in meinen versteinerten Körper hinein. Ich denke daran, wenn sie wollen, dass ich schlafe. Nur gut ausgeruht bin ich für die Teufel zu gebrauchen. Ich habe kein eigenes Bett, darum bringen sie mich in den Schlafsaal. Wo wir Schäfchen zählen und Sterne sehen. Wo wir noch Träume haben.

Ich habe Angst davor zu schlafen. Angst davor, die Augen zu schließen. Angst vor den Stimmen in meinem Kopf und vor den Schritten, die sich nähern, wenn ich am wehrlosesten bin. Um mich nicht mehr zu fürchten, denke ich an mein Geheimnis. Wenn sie mir die Spritze in den Arm jagen und kurz darauf das Licht ausgeht. Ich denke auch daran, wenn der Onkel Doktor mich auseinanderschraubt. Wenn er zählt, wie viele Teilchen letzte Nacht verloren gegangen sind oder gelockert wurden. Wenn er hustend zum Werkzeug greift und anfängt, mich zu reparieren. Der Puppenbauer und seine kleine Patientin. Ein gut aufeinander eingespieltes Team. Ich bin artig. Lasse ihn machen. Zwischendurch höre ich seine vom Lungenkrebs zerfressene Stimme. »Still!« oder »Halt ruhig!« oder »Mach den Mund auf!«. Schöne Zähne sind wichtig. Eigentlich dürfen die Teufel sie uns nicht ausschlagen, aber manchmal passiert es. Sie bekommen dann eine Weile Hausverbot, und wir bekommen ein neues Gebiss. Man sorgt hier für uns. Der Onkel Doktor sagt, ich sei ihr wertvollster Besitz. Ich glaube, mich repariert er besonders gern.

Sie schieben mich in den Raum, wo wir schlafen sollen. Auf eine Trage gebunden liege ich da, meine Hand- und Fußgelenke sind mit Bandagen gefesselt, ich kann mich keinen Zentimeter bewegen. Nur den Kopf kann ich drehen. Die Tragen stehen aufgereiht im Raum wie Särge. Sich wie eine Leiche zu fühlen bin ich gewohnt. Wenn meine Haut kalt ist und mein Herz nicht mehr schlagen will. Dann ist es beinahe schön, in den Schlafsaal gebracht zu werden und zu hoffen, nicht wieder aufzuwachen.

Ruckelnd endet die Fahrt. Der Mann mit dem Mundschutz beugt sich über mich und leuchtet mir mit einer kleinen Lampe in die Augen. »Wie fühlst du dich?«

»Gut. Müde.«

»Gleich kannst du schlafen. Ich hol nur schnell das Mittelchen.«

Er verlässt den Raum durch eine Tür auf der anderen Seite.

Eine Leuchtstoffröhre klebt an der Decke. Fliegen krabbeln darauf herum. Im Schlafsaal tummeln sich immer die Fliegen. Ich drehe den Kopf, weil das Licht mich blendet, da sehe ich Fairy gleich neben mir, an eine Trage gebunden so wie ich, mit verkrusteten Lippen. Sie starrt mich an.

»Keine Angst«, sage ich. »Hier drin passiert nichts. Wir sollen nur ein bisschen schlafen.«

»Wie ... wie lange ...«

»Nicht lange. Ein paar Stunden. Sie wecken uns pünktlich zur Abendgymnastik.«

Sie presst die Augen zusammen, schüttelt den Kopf. »Nicht das«, sagt sie. »Wie lange ... bist du schon hier?«

»Weiß nicht. Eine Weile.«

»Haben sie dich ... haben sie dich auch in dieses Auto gezerrt? In den Lieferwagen?«

»Ich weiß es nicht mehr. Ich denke nicht an so etwas.«

»Was machen die mit uns? Wieso bin ich hier?«
»Es gibt keinen Grund. Sie haben dich ausgewählt, aber es hätte jede treffen können. Versuch nicht, es zu verstehen.«

»Werde ich ... werde ich sterben?«

»Wenn du artig bist, dann nicht.«

Eine Träne rinnt aus ihrem Augenwinkel, ein Blutstropfen schimmert auf ihrem Mund. Sie hat sich in die Lippe gebissen.

»Ich will zurück nach Hause«, flüstert sie.

»Das hier ist jetzt dein Zuhause.«

»Wieso tun die das? Wieso? Wieso hilft uns niemand?«

»Sei leise, Fairy, sonst bekommst du noch Probleme.«

»Das ist nicht mein Name! Ich heiße Flora! Flora!«

Der Mann mit dem Mundschutz kommt zurück in den Raum. »Aha, sind wir etwas aufgekratzt gerade? Still halten, mein Feelein. Ich schick dich ins Traumland.«

Sie schreit und wehrt sich, reißt an ihren Bandagen. Wie wahnsinnig brüllt sie ihren Namen an die Decke. Ein kurzer Stich, und ihr Körper erschlafft. Plötzlich liegt sie einfach da. Eine Leiche unter vielen in diesem totenstillen Raum.

Das mundlose Gesicht taucht schräg über mir auf. »Still halten«, sagt er auch zu mir, obwohl ich mich kein Stück bewege. Ein Piks mit der Nadel, etwas Kaltes in meinem Arm. Ich werde müde. Schon drohen mir die Augen zuzufallen. Träge drehe ich den Kopf zur Seite, weil ich wissen will, woher dieses Geräusch kommt, dieses Quietschen. Sie schieben Fairy aus dem Raum. Vermutlich bringen sie sie zum hustenden Doktor. Man mag hier keine Unruhestifter. Sie ist ein hübsches Mädchen, noch so jung. Sie wird hier viele Verehrer finden.

Viele, viele Tränen sammeln. Wenn sie klug ist, spart sie sie auf für den Richtigen. Dann wird auch sie ein Geheimnis haben. Einen Verbündeten. Einen Funken Hoffnung.

»In drei Tagen«, hat er gesagt. Mein Geist, mein Beschützer. Dann wird er kommen und mich holen. Mich ihnen wegnehmen, mich stehlen. Und dann wird er mich nach Hause bringen. Wo es warm ist und weich und gemütlich. Nach Hause auf die Lichtung. Nach Hause.

Ich schließe die Augen und falle in den Schlaf.

Ich träume. Von einem Haus auf einer Lichtung, es ist Winter, und eine blassgoldene Sonne steigt friedlich hinter den Tannen auf. Hier nahm alles seinen Anfang. Hier wurde ich geboren. Es sei ein wunderschöner Tag gewesen. So hell und still und friedvoll. Perfekt, um zum ersten Mal die Augen zu öffnen. Meine Mutter war auch wunderschön. Ein Engel mit langem dunklen Haar und blauen Augen wie ich. Wölfe haben sie zerfleischt. Im Rudel fielen sie über sie her, ich musste zusehen. Sie schrie: »Lauf!« Also bin ich gelaufen. Mit meinem schweren Rucksack. Durch Wälder und Schluchten, Tag und Nacht bin ich gelaufen, nur ich und die kalte Einsamkeit, ich und die Tränen, schon damals begann ich sie zu sammeln in mir. Bis ich zu einem Haus kam, in dem ein Mann wohnte, der kleine Kinder frisst. Er hieß Shark. Er riss mir das Herz heraus und verfütterte es an seine Fische. Er hatte sieben davon, sieben Fische in einem Aquarium. Da rein warf er mein Herz, ich sah zu, wie es nach unten sank. Und auf einmal war ich kein Kind mehr. Ich führte Aufträge aus und bediente Kundschaft. Shark war zufrieden mit mir. Ich hatte wieder ein Zuhause. Bis die Teufel kamen und mich mitnahmen.

Ich erwache in meiner Zelle. Werde fortgerissen

von der Lichtung, dem Frieden und dem Glück. Es ist sauber um mich. Die Wände sind blank poliert, genau wie ich. Ich bin bereit. Bald ist es so weit. Ein Zittern durchläuft mich, reißt mich für eine Sekunde zurück in meinen Traum, zurück zu dem Tag, als es geschah. Als sie mich ihm wegnahmen. Er tat überrascht, dabei hatte er es kommen sehen. Er wusste, dass sie auf dem Weg zu uns waren. Er wusste es, weil er sie hergeholt hatte. Er hatte die Teufel gerufen. Mein Herz in seinem Aquarium ließen sie liegen. Ich brauchte es schließlich nicht, dort, wohin sie mich bringen würden.

In den stillen Momenten, ehe die Türen zu unseren Zellen geöffnet werden, gelingt es mir manchmal, meinen Geist von meinem Körper zu lösen und wie ein Vogel zu fliegen. Ich reise an die wundervollsten Orte, und manchmal reise ich auch zu ihm. Ich finde ihn, in seinem Loch, in seiner Hütte im Wald, oder wo auch immer er denkt, sich vor mir verstecken zu können. Ich zerreiße ihn mit meinen Krallen, picke ihm die Augen aus, rupfe sein schwarzes Herz aus seiner Brust und schlucke es im Ganzen hinunter. Und währenddessen starrt er mich an. Aus blutigen, leeren Höhlen. Ohne diese Augen, in die ich mich verliebt habe, damals, als ich noch jung war, es war Herbst, und er sagte mir alles, was ich hören wollte. Er war gerissen, dieser Mann. Er wusste, was zu tun war. Wie man die Unschuld raubte, wie man Herzen zerbrach, all das wusste er, weil er es schon so oft getan hatte.

Dreckschwein. Ich werde dich ausscheißen, nachdem ich dich verspeist habe. In dein Aquarium, zu deinen Fischen.

Die Tür geht auf. Mein Herz hüpf. Aber es ist nicht Geist, der da zu mir kommt und mir sagt, dass ich aufstehen soll. Geist ist nicht hier. Es dauert noch drei Tage.

Es hat Sunny erwischt. Letzte Nacht. Man erzählt sich, es sei ein Unfall gewesen, aber wir alle kennen die Wahrheit. Sie waren es, die Teufel. Einer konnte die Hufe nicht still halten. Niedergetrampelt hat er sie, zu Tode geritten. Im Schlachthaus herrscht Aufregung. Sie versuchen uns ruhig zu halten, separieren uns, weil Unfälle schnell Panik verbreiten. Vielleicht fürchten sie sogar einen Aufstand. Wie lächerlich. Wir verlorene Seelen gegen die ganze Armee der Finsternis?

Als ich nach dem Duschen und dem Besuch beim Onkel Doktor in meine Zelle zurückkomme, wischen sie gerade das Blut auf. Überall Blut. Als ob sie explodiert wäre. Von innen nach außen gestülpt.

Sie kam kurz nach mir hier an. Die blonde, schwächliche Sunny mit der Stupsnase und den Sommersprossen. Von Anfang an wohnte sie nebenan in Zelle Nummer 14. Und jetzt ist sie tot. Ein Skelett, ein Häufchen Asche. Gelebt wie ein Tier, gestorben wie ein Tier. Wir alle sind Vieh, das hilflos auf seine Schlachtung wartet.

In dem Haus auf der Lichtung gab es auch Tiere. Hunde, ganz viele davon. Wir wohnten im ersten Stock, meine Mutter und ich. Das Haus hatte viele Stockwerke. Ich liebte es, von Flur zu Flur zu laufen, von Raum zu Raum, treppauf, treppab. Manchmal, wenn ich zu laut und ungestüm war, wurde mein Vater wütend und schickte mich auf mein Zimmer, wo ich bleiben musste, bis es Abend wurde.

Er war kein fröhlicher Mann. Er hatte diesen Grimm in den Augen, wie eine uralte Last, die ihn einfach nicht losließ. Nur selten war er zu Hause. Er war Geschäfts-

mann, meine Mutter nannte ihn »König«. Darum dachte ich, dass sie eine Königin sei und ich eine Prinzessin.

Ich habe vergessen, wie er aussieht. Habe vergessen, wie seine Stimme klingt, wie es sich anfühlt, von ihm berührt zu werden. Der Gedanke an ihn ist wie ein Loch in einem alten, verstaubten Familienporträt – wo sein Gesicht war, ist bloß noch ein großer schwarzer Fleck. Aufgefressen von den Ratten. Von den Jahren.

In dem Haus auf der Lichtung wohnten nicht bloß wir. Es gab auch Angestellte, Köche, Gärtner, Heimwerker, sogar einen eigenen Portier. Sie waren alle immer sehr freundlich zu mir. Manchmal, wenn mich die Teufel in Ruhe lassen, liege ich nachts in meiner Zelle und stehe in Gedanken wieder auf dieser Lichtung. Ich rieche den frisch gefallenen Schnee. Ich höre die Hundebellen. Hier haben wir ebenfalls Hunde. Höllenhunde mit drei Köpfen, die das Tor bewachen. Sie sind so furchteinflößend, dass selbst einige der Teufel vor ihnen zurückschrecken, deshalb werden sie während der Besuchszeiten in einen Zwinger gesperrt. Hinaus dürfen sie bloß, wenn jemand ausbüxt. Dann jagen sie uns. Es dauert nicht sehr lange. Bee hat es versucht, irgendwann letztes Jahr. Sie rannte los und blieb nicht mehr stehen. Bis die Hunde sie einholten.

Sie erlauben uns, das Abendessen gemeinsam einzunehmen. Wir müssen aufessen und uns ruhig verhalten, aber wir dürfen auch reden. Eine kleine Streicheleinheit für das verstörte Vieh, bevor die Stromschläge weitergehen. Fairy sitzt neben mir. Ihre knochigen Knie schlagen nervös aneinander, während sie angewidert auf ihr Essen starrt.

»Jetzt mach schon«, sage ich leise. »Trödel nicht so rum. Bevor sie was merken.«

»Es geht nicht. Ich muss mich übergeben.«

»Du musst aufessen. Sonst zwingen sie dich.«

»Was ist mit der Frau aus Zelle 14 passiert?«

»Darüber sollten wir nicht reden.«

»Ich ... ich kannte nicht mal ihren Namen. Ich habe sie bloß ein paarmal gesehen.«

»Es ist mein Ernst, Fairy. Sei still oder rede über Blumenwiesen.«

Sie greift nach der Gabel und stochert in ihrem klein geschnittenen Fleisch. Sie schneiden uns immer das Essen vor. Messer sind nicht erlaubt. Auch mit Gabeln kann man töten, aber nicht sehr effizient. Summer kann davon ein Liedchen singen. Summer, die längst ein Teil des Gebäudes geworden ist. Eingemauert, zu Zement gemahlen, irgendwo in den Gewölben. Nachts hört man sie wimmern. Sie sagen, es sei der Wind. Ich glaube, es ist Summer. Das halb tote Mädchen in den Mauern. Bald ganz tot.

»Woher kommst du?«, fragt Fairy.

»Weiß nicht mehr.«

»Du weißt gar nichts mehr? Keine einzige Erinnerung?«

»Ich lebte mal in einem Haus. Irgendwo im Wald. Es war schön und ruhig. Mehr weiß ich nicht.«

»Ich bin auch am Land aufgewachsen. Ich habe einen großen Bruder. Seit ich denken kann, hat er mich beschützt. Er hat immer auf mich aufgepasst. Wenn mir jemand zu nahe kam, bekam der eins auf die Schnauze. Weißt du, irgendwie hoffe ich die ganze Zeit, dass er kommt und mich hier rausholt. Dass er einfach zur Tür hereinstürmt und jeden in diesem Gebäude umbringt. Und dann bringt er mich nach Hause.«

Ihr Blick streift mich von der Seite, ich spüre es, aber ich schaue sie nicht an. Bloß nicht zu sehr an sie gewöhnen. Gesichter kommen und gehen.

»Weißt du überhaupt, was das ist, Heimat? Weißt du noch, wie es ist, nicht sterben zu wollen?«

»Ja«, antworte ich leise. »Das weiß ich noch.«
Sie legt die Gabel weg. Ihre Augen schimmern.
»Iss«, fordere ich sie auf.
»Was ist mit der Frau aus Zelle 14 passiert?«, fragt sie noch einmal.

»Was glaubst du denn, was passiert ist?«

»Das Schwein hat sie umgebracht.«

Ich esse weiter.

Plötzlich spüre ich ihre Hand auf meinem Arm. Ihre klammen, eisigen Finger, die sich so sehr nach der Freiheit sehnen. »Hast du überhaupt keine Angst? Uns könnte jederzeit dasselbe passieren!«

»Nicht, wenn wir artig sind.«

»Es muss doch einen Weg geben ... Wir müssen versuchen, hier irgendwie rauszukommen!«

»Iss weiter. Sie hören dich.«

»Die Türen zu den einzelnen Gängen sind nicht verschlossen. Ich weiß es, ich habe aufgepasst! Niemand braucht hier für irgendwas einen Schlüssel.«

»Und wenn schon. Sie würden dich kriegen.«

»Und wenn nicht? Wenn wir einfach schneller sind als die?« Sie wartet. Ich schaue sie nicht an. »Wie alt bist du?«, flüstert sie.

»Weiß nicht mehr.«

»Wie ist dein richtiger Name?«

»Weiß nicht mehr.«

Ihre Hand zieht sich zurück. Sie beobachten uns. Behalten unser kleines Gespräch im Auge. Wir müssen jetzt weiteressen. Bis der Teller leer ist, dann erst dürfen wir gehen. Zurück in unsere Zellen, wo wir hingehören.

Als sie durch die Reihen marschieren, um die Teller zu überprüfen, wird Fairy blass. Sie ist immer noch nicht fertig. Aber die Zeit ist abgelaufen. Ich halte den Blick auf meine Knie gerichtet, selbst dann, als sie Fairy befehlen, aufzustehen. In der Stille wird ein Stuhl zu-

rückgeschoben. Fairy zittert, sie fleht. *Bitte, bitte. Bitte nicht.* Vergebens. Sie bringen sie aus dem Speisesaal. Ich weiß, wohin sie jetzt kommt. In den Raum mit den Propellern. Dort stecken sie ihr den Trichter in den Hals. Und dann kommen sie mit dem Schlauch. Die Teller müssen leer gegessen werden. So lautet die Regel.

Fairy ist dumm. Eine Rebellin, ein Störenfried, bald wird sie tot sein, wenn sie so weitermacht, ich weiß es. Und wenn schon. In zwei Tagen ist das nicht mehr mein Problem. In zwei Tagen werde ich von hier verschwunden sein. Durch die offenen Türen, wie Fairy ganz richtig bemerkt hat. Ich werde einen Komplizen haben. Jemand, dem sie vertrauen. Sie werden Lügen erzählen, um das aufgebrachte Vieh unter Kontrolle zu halten. Niemals darf herauskommen, dass es einen Weg nach draußen gibt. Einen Weg in die Freiheit. Zurück nach Hause.